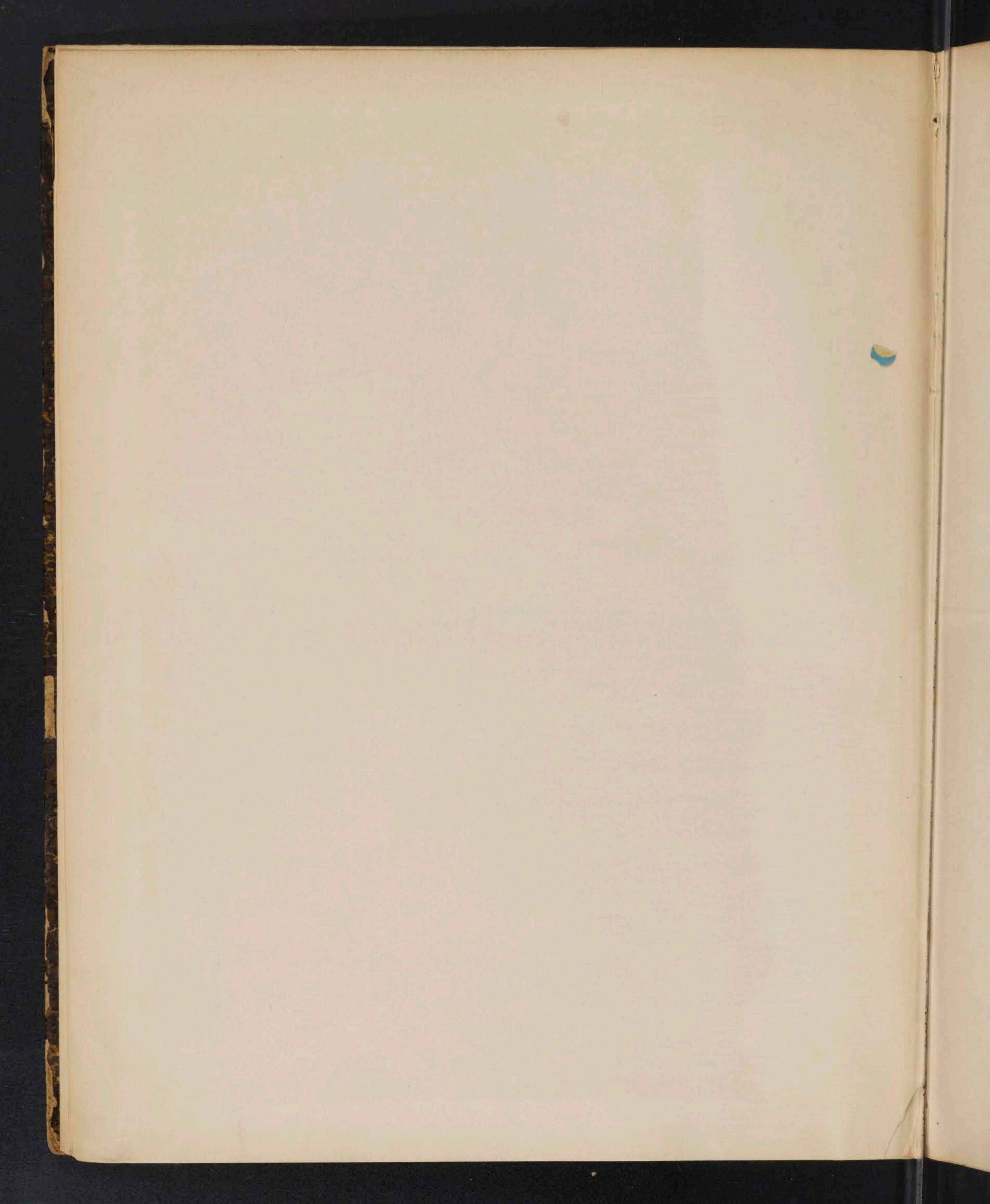

schaft-
inigung.
chte ...
any issues
volume
no. 5-137



„Der Standpunkt der „Freien Wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin“ zur Judenfrage und zur Wissenschaft.“

Zweite Rede gehalten am 30. Oktober 1882 von Max Spangenberg.

Kommilitonen!

Wenn ich trotz starker Engagements in Examen-Studien noch einmal — vorläufig zum letzten Male — zu einem längeren Vortrag in der mir lieb gewesenen und gebliebenen »Freien Vereinigung« das Wort ergreife, so geschieht es aus dem zwingenden Grunde, weil ich die Zeit für eine Diskussion gekommen erachte, deren Notwendigkeit die Meisten unter Ihnen gleichfalls fühlen werden: die Diskussion über das, was wir bisher gethan und was uns zu thun noch übrig bleibt. Dass ich mir die Eröffnung derselben reservierte, obwohl ich seit meiner Alten-Herrenschaft nicht mehr zu den regulären Linientruppen unserer Armee gehöre, sondern gewissermassen in den Landsturm eingetreten bin, werden Sie mir mit Rücksicht auf meine frühere Präsidentenstellung sicher nicht verübeln. Vielleicht, dass Sie mir die Priorität in diesem Falle als eine besondere Ehre zugestehen, vielleicht sogar, dass Sie sie mir als eine Pflicht auslegen — jedenfalls habe ich heut wie nie zuvor den Ehrgeiz, es möchten meine Ausführungen Ihre ungeteilteste Billigung finden.

Kommilitonen! Am 4. Juli des vorigen Jahres, dem unvergesslichen Datum unserer ersten öffentlichen Versammlung, befand ich mich als Redner des Abends in einer ähnlichen Situation wie jetzt, nur mit dem Unterschiede, dass ich damals der Herr der Situation war, insofern ich selbständig die Wege bezeichnete, die nach meinem Ideale die »Vereinigung« zu wandeln hätte, und dass ich heut der Diener der Situation bin, insofern ich lediglich die Schlüsse und Konsequenzen, etwa die logische Bilanz, aus den Erfahrungen der verflossenen Semester ziehe. Dementsprechend stehen die Chancen meines oratorischen Erfolgs einerseits ungünstiger, denn die Sphäre meiner Expectorationen ist a priori beschränkter; andererseits stehen sie günstiger, denn der Boden meiner Argumente ist empirisch gefestigter. Gebe ich von vornherein das allgemeine Resultat, so muss ich sagen: Die »Freie wissenschaftliche Vereinigung« ist nach mancher Richtung hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben, nach mancher hat sie dieselben weitaus übertroffen, aber sie hat sie auch gerade in einem Nebenpunkte derartig übertroffen, dass ich dies Uebermass als schädlich für unsere Grundidee erachte, nämlich in den Anstrengungen zur Bekämpfung der studentisch-antisemitischen Bewegung.

Ich mache dies Geständnis mit der Ruhe, in welcher das Bewusstsein seiner Schwere liegt. Als uraltes Mitglied, das noch dazu in der Kommission zur Vorberatung unserer ersten Statuten gesessen hat, weiss ich selbstverständlich, dass die neue Gründung im Sinne ihrer Stifter auch dazu erlesen war, der schmachvollen Agitation, zu welcher sich hierorts die Mehrzahl der evangelischen Studenten in der unnatürlichen Gefolgschaft von demagogischen Hetzpastoren und brotsuchenden Pamphletisten hatte herabwürdigen lassen, durch eine alle Kommilitonen umfassende und doch nicht alle verwässernde Tendenz den Giftzahn auszubrechen. Gut! Sollte aber darum die contreantisemitische Färbung den Charakter unserer Association überhaupt bestimmen? War sie unsere conditio sine qua non? Hiessen wir darum »Freie wissenschaftliche Vereinigung«? Mit nichten! Schon unser Name erklärt die ganze causa unserer Existenz. Ich könnte mir keinen schöneren für uns denken. Das Prinzip unserer Thätigkeit ist Freiheit — darum »freie« Vereinigung; das Objekt unserer Thätigkeit ist Wissenschaft — darum »wissenschaftliche« Vereinigung; der Zweck unserer Thätigkeit ist die Pflege der Freiheit der Wissenschaft und der Wissenschaft der Freiheit (eine dermaleinst von mir und nachmals von einem unserer beliebtesten Dozenten auf unserem Stiftungsfeste gebrauchte Antithese) — darum »freie wissenschaftliche« Vereinigung. Es fragt sich nur, ob wir den Namen stets gerechtfertigt haben, und diese Frage wage ich nicht rundweg zu bejahen. Allerdings haben wir auch im Rahmen unseres wissenschaftlichen Programms Leistungen aufzuweisen, mit denen sich keiner der hiesigen schwindsüchtigen Fachvereine nur entfernt zu messen wagen darf, wie ich einwandfrei berühmen kann. Die Vorträge, die hier von manchem künftigen Professor gehalten wurden — leider von keinem gegenwärtigen — gehörten nicht zu den uninteressantesten und ergebnislosesten, die ich je von einem Katheder der Welt vernommen, und mancher wäre einer weiteren Verbreitung wert gewesen. Indessen unsere Hauptarbeit, an die jeder Beste unter uns die volle Kraft, die Tiefe, die Schönheit, die Fülle, die Originalität, kurz das ganze Pathos seines spezifischen Talents verschwendete, blieb doch der Niederschlag des Antisemitismus. Niemand von uns wird sein persönliches Eingreifen in die »brennendste Tagesfrage« bereuen, so wenig dieselbe an sich vor das Forum der Studentenschaft gehört; wir handelten eben, nach-

dem sie einmal in die akademischen Hörsäle geschleppt worden, gemäss der Ueberzeugung, die uns unseren Platz in der gehässigen Arena unerschütterlich anwies. Es ist ein edler, selbstloser Wettbewerb um den Preis frühzeitiger Charakterstärke. Als Söhne des bis dato kulturfreundlichsten Volkes und Jahrhunderts ergriffen wir, um emphatisch zu sprechen, die Gelegenheit zu einem Turnier der Geister, in welchem wir unsere heiligsten Prinzipien unzweideutig offenbaren konnten, genau so schwärmerisch, so leidenschaftlich, so siegessicher, wie etwa der mittelalterliche Jüngling sich gerüstet hätte zu einem Waffengang der Leiber. Ich selbst habe mich regelmässig an den Semesterschlachten beteiligt, in denen zum Glück kein Blut, sondern nur das Reden in Strömen floss, und bin stolz darauf, nicht der Unwürdigste gewesen zu sein, der unser Schwert des Wortes trug. Aber für die F. W. V. selbst bedaure ich dabei, dass allein unsere contreantisemitische Haltung — und nichts weiter als diese Negative — unsere geistigen und materiellen Forcen absorbierte, dass demgemäss nur sie uns frische Kadres von Mitstreitern zuführte, nur sie unser Renommée im Publikum fundierte, nur sie den Inhalt unseres Daseins zu erschöpfen schien, während wir doch einem zukunftsreichen Gedanken Durchbruch und Sicherheit schaffen wollten, dem positiven Gedanken von der Solidarität aller wissenschaftlichen Bestrebungen, aus dem jene Haltung zwar mit Notwendigkeit, indessen erst als etwas Sekundäres floss.

Freilich, Kommilitonen, unsere Ablehnung der »urgermanischen« Allüren pointierte sich allmälig nach einem Gesetze, welches ich das Gesetz von der kontinuierlichen Divergenz der Gegensätze taufen möchte. Darnach werden die Parteien bei längerem Kriege, der stets erbittert, Schritt vor Schritt in ihr Extrem gedrängt. Die öffentliche Debatte, ein so unentbehrlicher Faktor im modernen Leben sie ist, bleibt doch das ungeeignetste Instrument, um hochgespannte Antithesen zu begleichen; in der Regel verschärft sie die Differenzen, indem jede derselben, gereizt durch den fortgesetzten Widerspruch der anderen vor dem Ohre der gesamten Welt, sich immer einseitiger verschanzt. Eine auch nur oberflächliche Beschäftigung mit der jüngsten fliegenden Litteratur, die ich zum Andenken an die »schönen Tage« von Hinterpommern mit schauderhafter Bravour in 10 dickleibigen Bänden gesammelt habe, beweist dies auch für die Behandlung der Judenfrage. Nur einer der ehrenwerten Maul- und Federstrategen der modischen Hetze hat seine ursprünglichen Forderungen gemildert und herabgestimmt. Das ist der Demagoge im Talar, der Herr Hofprediger, — Sie kennen ihn —, der streitbare Führer unserer zelotischen Orthodoxie, der Champion jeder Beschränkungspolitik, der sophistische Meister der Beredsamkeit und Bemeisterer der Wahrheit, der jetzt von Ausnahmegesetzen nichts Rechtes mehr wissen will, obwohl er eingestandenermassen die Antisemitenpetition unterschrieben hat. Sein gährend Drachengift hat sich in die sauerste Milch der frommen Denkungsart verwandelt, als hätte er nie im Höhepunkte seiner salbungstriefenden Wühlereien das saubere Geschäft im Auge gehabt, dem 19. Jahrhundert die Humanität zu stehlen. Er liquidierte jüngst in Dresden wie ein bankerotter Kaufmann. Darum, wenn je das Deutschland des nächsten Jahrzehnts einen Namen verfluchen wird, so wird es der Name »Stöcker« sein, weil sein ehrgeiziger Träger die Massen gegen die Juden aus dem Hinterhalte haranguierte, bis sie blindlings zuschlugen, er selbst sich aber salvierte. Denn seine Rede war nie blos »Ja!« und nie blos »Nein!«, sondern immer »Ja!« und »Nein!« Seine Komplicen sind wenigstens so ehrlich zu sagen, was sie meinen, und äussern darum ganz logisch im unmusikalischsten Crescendo ihre grotesken Flüche gegen die Juden täglich schroffer und schroffer. In dem Dünkel der moralischen Vollkommenheit ihres abgeblassten Germanenthums haben sie längst die pessimistische Resignation des Marr'schen Pamphlets vom »Siege des Judentums« abgestreift und sind mit Sack und Pack in das Lager Dührings und Henrici's desertiert, die beide mit offensiver Energie die Ausstossung des verhassten »semitischen Elementes« aus dem europäischen Völkerkonglomerate fordern! Das ist deutlich, Kommilitonen! Man weiss, welch ein Gewaltakt drüben vorbereitet wird. Die Jagd ist eröffnet, und das Wild hat keine Schonzeit! Angesichts dessen wurden auch die Verfechter der Juden aggressiv und, beklagenswert genug, die Juden selbst; ein taktischer Fehler, den nur die Erregtheit des Moments entschuldigt. Desgleichen avancierte die »Freie Vereinigung« auf der ganzen Linie, aber sie vertiefte ihre Opposition nicht, sie spitzte sie nur zu. Die unerhörte intellektuelle Sterilität auf Seiten unserer christlich-germanischen Kommilitonen, die vor lauter Germanentum vom Christentum nichts spüren lassen, sowie auf unserer Seite der Wunsch und das Bewusstsein, den Fortschritt der Gesittung zu repräsentieren, trieb uns mit Recht immer wieder, doch mit Unrecht immer feindseliger auf die akademische Wahlstatt. Also wurden wir die »Filiale der Alliance israélite universelle«, also die »extrem radikale Partei«, von welcher der abderitische Witz der Urgermanen fabelte. Immerhin birgt diese Entwickelung für uns, die wir keine unsere Richtung kontinuierlich vertretende Zeitschrift edieren, eine Gefahr, da die schliesslich notwendige präzise Rückkehr zu unseren thatsächlichen Zwecken in dem blöden Auge des Unkundigen einem Umschwung der Meinung ähnlich sieht.

Um der Verlästerung in dieser Beziehung vorzubeugen, nehme ich Veranlassung, unseren Standpunkt in der Judenfrage, wie ich ihn mir als den einzig möglichen und künftig festzuhaltenden denke, und wie er bisher, ausser in wenigen Bemerkungen meiner Antrittsrede, leider noch nie theoretisch von uns erörtert worden ist, endlich einmal, hoffentlich unter Ihrer Zustimmung, klarzustellen.

Ich habe behufs dessen im wesentlichen drei Punkte zu berühren.

Erstens. Wer und was ist für uns ein Antisemit?

Kommilitonen! Ich glaube, mich in genauester Fühlung mit den Anschauungen der Versammlung zu befinden, wenn ich zunächst konstatiere, dass derjenige noch kein Antisemit ist, der lediglich eine Idiosynkrasie gegen die geistigen, sittlichen oder körperlichen Quali-

täten der meisten ihm bekannten — wohl verstanden, ihm bekannten — Juden hegt. Das ist Sache seines individuellen Gefühls und Geschmacks, dessen Kundgebung selbst ihm nur in Kreisen verwehrt werden kann, wo er damit eine gesellschaftliche Taktlosigkeit begeht. »Er hat nun die Antipathie!« Dieselbe verbindet sich nirgend mit einer generellen Sympathie für die Christen. Auch mir sind viele Juden persönlich unangenehm, mir sind indessen viele Christen gleich sehr unangenehm, z. B. Herr Greving*). Ich mache kein Hehl daraus und tröste mich überdies mit dem unschuldigen Gedanken, dass ich selbst für viele meiner Bekannten auch nicht die berückendste Erscheinung bin. Darum sind die Letzteren noch keine Antichristen, so wenig wie ich ein Antisemit. Denn ein Antisemit, der sich beiläufig immer als das Ideal männlicher Kraft und Schönheit und als das Muster deutscher Ehrlichkeit, Treue und Gründlichkeit betrachtet, ein Antisemit wird erst derjenige, der seine spezielle, eventuell durch missliche Erfahrungen begründete und genährte Aversion zum Berechtigungsgrund nimmt, um gegen die ganze Klasse der Israeliten gesetzliche Beschränkungen oder ungesetzliche Aufreizungen in Aufnahme zu bringen. Die Verallgemeinerung seines Judenhasses und die Richtung auf partielle oder gänzliche Aufhebung der Emanzipation sind die Charakteristika des Antisemiten. In diesem Sinne zähle ich eine ganze Reihe unserer »urgermanischen« Kommilitonen, die durch nichts weiter als ihre künstlerische Vorliebe für gerade Nasen und blonde Haare oder dergleichen ins gegnerische Quartier gelockt wurden, nicht zu den Antisemiten. Ebenso nicht Herrn v. Treitschke. Lesen Sie die fünf Artikel, die er überhaupt über die Judenfrage geschrieben hat, jetzt, in der ruhigeren Periode, unbefangener, als Sie sie früher gelesen haben, und Sie werden mit mir der gleichen Ansicht sein. Herr von Treitschke ist von unseren Freunden unabsichtlich missverstanden worden, weil er seine durchaus reservierten Auslassungen zufällig gerade in der Zeit der widerwärtigsten Exzesse veröffentlichte, und er ist von unseren Feinden absichtlich missdeutet worden, weil sie, die heruntergekommenen Litteraten, verschuldeten Offiziere und obskuren Gymnasiallehrer eine Gelehrten- und Patriotenstimme von der Tragweite und Autorität Treitschke's vorzüglich agitatorisch auszubeuten gedachten. Was Herrn v. Treitschke ad exemplum von seinem Kollegen Bresslau trennt, den Sie gewiss des Antisemitismus nicht beschuldigen wollen, ist kaum mehr als ein Unterschied des Grades. Ersterer hält weniger, Letzterer mehr, keiner von Beiden alle jüdischen Reichsangehörigen schlicht und recht für Deutsche. Treitschke hat zwar das Lexikon des Antisemitismus um den geschmacklosen Begriff und noch geschmackloseren Witz der »hosenverkaufenden Jünglinge« bereichert, aber, m. H., das ist ein vereinzelter lapsus pennae, den wir einem Publizisten von sonst so feinfühliger Aesthetik und so beachtenswertem Verständnis für den berufenen »Instinkt der Massen« nicht auf die Goldwage zu legen brauchen; und er hat ferner das schlimmere, in seiner Allgemeinheit verderblich wirkende Wort gesprochen: »Die Juden sind unser Unglück!«, welches merkwürdigerweise das Publikum weniger aufgebracht hat als jener geschmacklose Witz, aber er führt das zitierte Wort nicht als eignen, sondern als fremden Herzenserguss an und beklagt sich mit gutem Fug, dass man auf seine Bemerkungen über die Mitschuld der »Deutschen« an diesem sogenannten »Unglück« gar nicht eingegangen ist. Vollends deutlich steht gleich in seinem ersten Aufsatz wie ein granitner Felsen das unverrückbare Verdikt: »Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emanzipation kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein; sie wäre ein offenbares Unrecht, ein Abfall von den guten Traditionen unseres Staates und würde den nationalen Gegensatz, der uns peinigt, eher verschärfen als mildern.« Und der letzte Artikel, der sich hauptsächlich gegen die bekannte Broschüre Mommsens richtet, kulminiert in dem wahrlich mehr apologetischen als polemischen Schlusspassus: »Meine ausgesprochene Absicht war, die gut deutschgesinnten Juden daran zu erinnern, dass die Haltung eines Teiles ihrer Glaubensgenossen den Anforderungen nicht entspricht, die jede grosse Nation an ihre Bürger stellen muss.« Also rund heraus, Herrn v. Treitschke mangeln zum Antisemiten just die beiden Eigenschaften, die ich in meiner schwerlich anfechtbaren Definition als die einzigen Kriterien anerkannte: die generelle Judenverurteilung und der Hang nach irgendwelcher Reform der Emanzipation.

Zweitens. Wer und was sind für uns die Juden?

Kommilitonen! Die Juden sind trotz einer ununterbrochenen 3000jährigen Geschichte heut nicht mehr, was sie in Palästina waren: eine gesonderte Nationalität. Sie entbehren unwiderleglich des einzigen sicheren Kennzeichens einer sich als eine Gesamtheit fühlenden und in irgend welcher Form konstituierten Nationalität, welches Boeckh in seinem berühmten weitschichtigen Essai im vierten Bande der »Zeitschrift für Völkerpsychologie« hierfür ermittelt hat, sie entbehren der unabhängigen, als nationales Erbteil allein ihnen angehörigen Sprache. Sie reden die Zungen der Völker, deren Bürger sie sind. Und sie sind nicht bloss deutsche, französische, englische, italienische »Juden« u. s. w., sondern sie sind analog Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener u. s. w., sowohl nach den in den betreffenden Ländern giltigen Gesetzen als nach ihrem eigenen nationalen Bewusstsein. Von der unumstösslichen Richtigkeit der letzteren Behauptung, die von allen reellen Antisemiten bestritten wird, weil sie für deren Doktrin bestritten werden muss, vermag man sich mit spielender Leichtigkeit durch die geringste Konversation mit Juden verschiedenen Stammes und Standes zu überzeugen. An Patriotismus geben sie ihren relativen Landsleuten zweifellos nichts nach. Unsere jüdischen Mitbürger zumal haben für die Ehre und Grösse Deutschlands, d. h. ihres Vaterlandes, ihr Blut auf hundert Schlachtfeldern vergossen, und ihr Blut ist nicht gemeiner als das des katholischen Bayern oder protestantischen Preussen. Und auch sonst haben sie mit innigem Ge-

*) Der Führer der antisemitischen Studenten Berlins und ihr einziger befähigter, leider sehr sophistischer und deshalb in seiner eigenen Partei vielfach angefeindeter Redner.

fühl an ihrer deutschen Heimat gehangen, wie ich doch betonen möchte in einer Philippika wider eine Agitation, die einem jüdischen Dichter echt deutscher Werke, deren unsere Litteratur sich wahrlich nicht zu schämen braucht, die Berthold Auerbach das Herz gebrochen hat. Dass die Juden trotzdem in ihrem Aeusseren, in mannigfachen Gebräuchen (die übrigens auch Norddeutsche und Süddeutsche oft frappierend charakterisieren) und sogar in der beschränkteren Zahl der Berufe, die sie durchschnittlich ergreifen, sich von den übrigen Deutschen vorteilhaft oder unvorteilhaft, je nachdem, unterscheiden, ist im Wesentlichen die unausbleibliche Konsequenz einer verrotteten Legislative, die sie zwang, im Ghetto unter sich zu leben und ihre Eigenheiten nach allen Regeln der Vererbung fortzupflanzen. Seit der Emanzipation, auf die doch selbst ihre entschlossensten Gegner, die Epigonen Peter Arbuez' und Torquemada's, von heute, noch nicht den Vers: »Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage!« anzuwenden sich erdreistet haben, seit der Emanzipation ist in dieser Beziehung verhältnismässig Vieles besser geworden. Beweist doch z. B. der neuere Zudrang der jüdischen Abiturienten zu den Universitäten, der um so stärker sein muss, je später ihnen diese geöffnet wurden, wie sehr die jüngere Generation daran ist, sich mit deutscher Bildung, deutchem Geiste zu durchdringen. Der Kardinalfehler liegt bloss darin, dass die Emanzipation so grausam spät bewilligt wurde. Und schon nach der kurzen Probezeit kann man als eigentlich »undeutsch« nur noch die zusehends abnehmende, ohnehin winzige Minorität orthodoxer Rabbiner bezeichnen, die in ihrer Hirnverbranntheit die Abschiedsformel: »Auf Wiedersehen im nächsten Jahre zu Jerusalem!« absolut nicht lassen können. Aber die Ausnahme bestätigt eben die Regel, und die Herren Antisemiten hätten am allerwenigsten Grund, auf dies armselige Bataillon zu rekurrieren, wenn sie sich gemüssigt fühlen, eine ganze grosse Partei, die bei den Reichstagswahlen von 1881 weit, weit mehr als eine halbe Million wahlberechtigter Stimmen auf sich vereinigte, die Fortschrittspartei, der »Reichsfeindschaft« und »unpatriotischen«, also »undeutschen« Gesinnung zu bezichtigen. Dann sollen sie doch dort, und nicht bei den Juden, zuerst ihr kritisches Messer anlegen. Indessen dies nebenbei, Politik gehört nicht hierher. Also: die Juden sind keine gesonderte Nationalität, nicht einmal eine abgeschlossene Kaste, obwohl durch bestimmte, sagen wir ruhig, jüdische Eigentümlichkeiten ausgezeichnet. Und sie sollen auch gar nicht etwas Derartiges sein. Ich wiederhole dies, weil ich damit eine Lüge korrigiere, die über uns in der Oeffentlichkeit kursiert. Kommilitonen! Alles in Allem sind wir wie der grösste, so auch der bekannteste, in der Presse am meisten besprochene und im Publikum bestgeliebte, resp. bestgehasste akademische Verein. Ein Quentchen dieses, für ein noch nicht anderthalbjähriges Bestehen enormen Erfolges haben wir unseren Widersachern zu danken, vor allen Dingen den ekelhaften Erbrechungen des sogenannten »Deutschen Tageblattes«, welches in der richtigen Erkenntnis unserer Gefährlichkeit für die studentisch-antisemitische Bewegung in der Anfangsepoche unserer Wirksamkeit all' ihre ränkesüchtigen Federn mobil machte, um uns zu begeifern. Wir quittieren dankend, sie schlug für uns die erste Werbetrommel; ereifern wollen wir uns nicht über den misstönenden Klang. War doch damals diesem »Organ der öffentlichen Meinung« — so nennt man parlamentarisch solche gedruckte Makulatur — kein Gassenausdruck zu gemein, kein Koth zu schmutzig, um ihn nicht zu schleudern selbst auf Männer wie Virchow oder wie Mommsen! Papier ist geduldig und Druckerschwärze pflegt nicht zu erröten. Wir haben uns doch schliesslich unter den ungünstigsten Verhältnissen durchgerungen, und der überwiegendste Teil unseres Ansehens und Einflusses ist unleugbar die stolze Frucht der eigenen Arbeit. Aber diese Frucht birgt einen teilweis bitteren Kern. Unsere oppositionelle Taktik hat es bei der perfiden Manier, in welcher die besonneneren Elemente von den Judenfeinden fast ausnahmslos auf dem Gebiete der Polemik à tout prix befehdet wurden, mit sich gebracht, dass man sie tendenziös verleumdet hat. In manchen Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung figuriert die F. W. V. als ein Bollwerk des Judentums zur Befestigung der nationalen, konfessionellen oder sozialen Abgeschlossenheit der semitischen Abkömmlinge zwischen Memel und Rhein. Gegen diese bübische Entstellung lege ich in Ihrer Aller Namen die heiligste Verwahrung ein, wie ich schon einmal unter Ihrem lebhaftesten Beifalle gegen den Missbrauch protestierte, dass man auf uns das Epitheton »prosemitisch« oder »philosemitisch« im positiven Sinne anzuwenden belieben dürfte. Ich protestiere mit um so grösserer Entschiedenheit, als ich meine, wir sollten in nichts empfindlicher sein, als in dem guten patriotischen Rufe der »Vereinigung«. Ein Verein muss auf seinen Leumund halten wie eine Jungfrau. Wir verteidigen die Juden Deutschlands nicht, weil sie das »auserwählte Volk« sind und deshalb auf besondere Privilegien Anspruch machen dürften, sondern: weil sie so gut Menschen sind von Gemüt, Verstand und Schaffenslust, Tugenden und Fehlern wie wir; weil sie von unseren Ahnen durch den ganzen Verlauf der vaterländischen Geschichte geschindet, geknebelt und en canaille behandelt worden sind; weil sie jetzt endlich unsere verfassungsmässig gleichberechtigten Mitbürger sind; weil wir es für empörend und dem Entwickelungsgange der menschlichen Kultur widersprechend halten, eine spezielle Volksklasse gesetzlich zu entrechten; und weil wir nicht in der submissen Unterwerfung, die höchstens einen engeren Zusammenschluss der Geknechteten bewerkstelligen kann, sondern nur in der unverkümmerten Gleichstellung mit uns, in der vollständigen, mehr als nominellen Freigebung aller Berufe und »autoritativen Stellungen« das wirksame Mittel begreifen zur Kapitulation der letzten undeutschen Reste unter den Israeliten. Ja, m. H., Sie rufen »Bravo!«; aber all dies sind doch für mein geschichtliches Wissen und mein moralisches Bewusstsein so elementare Sätze, dass es mich fast degoutiert, damit vor eine gebildete Versammlung treten zu müssen; nur die Judenhetze verlangte es, wie sie überhaupt uns alle zu einer Interpretation und Defension der gewöhnlichsten Begriffe von Humanität und Recht gezwungen hat, von der früher die

blosse Voraussetzung, wir könnten noch im 19. Jahrhundert zu dergleichen Dingen gezwungen werden, uns die helle Schamröte ins ehrliche Gesicht getrieben hätte.

Drittens. Was bezweckt die F. W. V. auf ihrem begrenzten akademischen Terrain bezüglich der Antisemiten und der Juden?

Kommilitonen! Unsere Haltung in der Judenfrage war vornehmlich, wie ich schon sagte, eine Negative, eine hochnötige Negative, ein Widerspruch gegen die masslose Verdammung aller Juden ohne Ansehung der Person, die sich nicht einmal genierte, unleugbar gute Seiten des jüdischen Charakters aus den verächtlichsten Motiven zu erklären. Nun verschwindet jede Negative mit dem Tode ihres positiven Gegensatzes. Dies Schicksal wird die unserige bald erreichen, denn — wofern nicht alle Anzeichen trügen — ist die antisemitische Insurrektion auf den Universitäten in der alten strengen Form im Absterben begriffen. Namentlich in Berlin greift eine Ermattung der radikalen studentischen Agitation um sich, die uns schon bei den letzten Lesehallenwahlen einen so durchschlagenden Sieg erringen half, wie ihn die Gegner nie errungen haben und auch kaum wieder erringen werden, selbst wenn ihr einziger begabter Rhetor und Agitator, Herr Greving, das dimittierte Mitglied des V. D. St.*), von neuem zu Gnaden aufgenommen werden sollte. Diese Restitution würde nur einen vorübergehenden Triumph der äussersten Rechten bedeuten, denn sie geschähe nicht, weil man die Falschheit der gegen Herrn Greving erhobenen Beschuldigungen erkannt hätte, sondern weil man seine geistige Energie notwendig gebraucht; und wie bald vor ihrem Ende muss eine Partei stehen, die das Talent ihres Führers für sich auszubeuten sucht, dessen Ueberzeugungstreue und Gerechtigkeit sie nicht wagen darf zu prüfen! Kurzum: der straffe, feiste Antisemitismus sans phrase naht sich unter den urgermanischen Studenten seinem Ende. Begreiflich ist dies aus zweierlei Gründen: Einmal ist die Invasion der christlich-germanischen Idee an der Hochschule der Residenz am übertriebensten erfolgt, und überlebt sich deshalb am schnellsten; und zum zweiten hat die in manchen Dingen fragwürdige Zuverlässigkeit des Berliner V. D. St. die heftigste Erbitterung seiner auswärtigen Kollegen erregt, so dass die Breslauer bereits seine eventuelle Ausstossung aus dem Verbande der »Deutschen Vereine« ventilierten; was natürlich seine lähmende Rückwirkung auf die hiesige Bewegung nicht verfehlt. Voraussichtlich siegen wir in beiden Wahlen, und zwar ohne die Mittel, die wir schliesslich nicht verschmähten; denn mochten dieselben auch als Notwehr gelten, weil sie drüben zuerst geschäftliche Praxis wurden, so waren sie hüben drum nicht minder verwerflich. Eine offene Erklärung in dieser Beziehung wird uns eine erkleckliche Anzahl der Stimmen derer sichern, die, nicht die schlechtesten unserer Parteigänger, sich bisher mit geschlossenem Visiere fern vom ernstlichen Gefechte hielten. Aber, m. H., mit unserem Siege selbst wäre der Krirg nicht aus. Er nimmt nur eine edlere Gestalt an, denn nachher kommt drüben die gemässigtere Gruppe ans Ruder. Das ist ein Fortschritt, m. H., der zu einem Wechsel des Losungswortes führt. Die Parole wird nicht mehr »die Juden«, sondern »das Vaterland« heissen, indem man drüben eine ganze Reihe von jüdischen Kommilitonen schlechterdings für Deutsche wird erklären müssen und nur die sogenannten »vaterlandslosen«, »unpatriotischen« Juden wird verjagen wollen. Auf diese Weise nähern sich unsere Gegner der Erfüllung unseres Kardinalzwecks. Unser Zweck ist kein anderer, als der der Ausgleichung der beiderseitigen Schroffen. Unglücklicherweise sind die Nachwirkungen der Antisemitenbewegung hierfür sehr störend. Kommilitonen! Die Unverständigkeit der Hetze hat schwer gesündigt! Sie hat einmal unsere jüdischen Genossen wieder isoliert, ihre Eigenheiten auffälliger und ihnen selbst, wie das beim Menschen geht, um so lieber gemacht, sie hat zum zweiten das Prestige der Studentenschaft auf ein Minimum = 0 herabgedrückt; und sie hat zum dritten — was das schlimmste ist — vielen Deutschen, jüdischen wie christlichen, auf lange Zeit hinaus die Freude am herrlichen Vaterlande verdorben. Hier gilt es positiv aufzubauen; es gilt eine Regeneration der akademischen Jugend. Sag' ich denn zu viel, wenn ich behaupte, dass die Judenfrage gerade die studentischen Elemente in den Vordergrund drängte, die nur geeignet waren, die Gesammtheit zu kompromittieren? Sag' ich weiter zu viel, wenn ich behaupte, dass sich Deutschland seiner gebildeten Jugend, der Hoffnung seiner Zukunft, der späteren Kraft seines Armes und Blüte seines Intellekts, nie so sehr zu schämen gehabt hat denn jetzt? Sag' ich schliesslich zu viel, wenn ich behaupte, dass die vornehmsten Traditionen der Musensöhne, ihr Gemeinsinn und ihre freiheitlichen Ideen, in der Antisemitenbewegung untergegangen sind wie die Steine im Wasser? Wo das ganze Volk sich spaltete, mussten wir uns spalten? Früher teilte man die Deutschen in »Vormärzliche« und »Nachmärzliche«, heut in »Antisemiten« und »Semiten«, denn wir Christen, die wir für die Juden eintreten, sind sans doute bis in Mark und Nieren »verjudet«, just so verworfen wie die angegriffenen Sprösslinge Abrahams. Fast möchte man sich ein Schild an die Mütze heften mit der Aufschrift: »Vor Hetze zu bewahren, denn ich bin kein Jude!« Das ist ja das Diabolische an dem brutalen Treiben, dass es nicht bloss einen Gegensatz erzeugt zwischen Juden und Christen, sondern einen ebensolchen zwischen Christen und Christen. Nicht zum geringsten unter den Studenten, für welche die Frage überhaupt vielfach eine Frage der Geselligkeit geworden ist. Im verborgenen Winkel des Wiener Cafés, auf der öffentlichen Promenade unter den Linden, überall, wohin man kommt, ist die erste Neugier beim Anblick eines Bekannten: Ist er ein Christ? ein Jude? ein Prosemit? ein Antisemit? Kommilitonen! Wir vermögen ja den Zusammenhang mit den antisemitischen Studenten nicht aufzugeben, da wir sie eben als unsere, wenn auch irrenden, Kommilitonen anerkennen müssen; sie aber haben sich verächtlich von uns losgerissen, die sie sich »deutsche Studenten« par excellence betiteln, obwohl

*) Der spezifisch antisemitische „Verein Deutscher Studenten“.

sie gerade in dieser Zeit am wenigsten auf diesen ehrenvollen Namen Anspruch haben, da sie die heiligsten Ideale und edelsten Gedanken der akademischen Jugend, die Freiheit, Achtung und Gleichberechtigung aller Genossen, wie ein schmutziges Stück Papier mit Füssen treten. Ich wünsche nur, dass ihnen bald die Stunde kommt, wo sie einsehen, wie sehr sie ihren Schild besudelt haben, und sich bemühen, ihn wieder rein zu waschen. Die Stunde wird kommen mit dem Moment der ersten entscheidenden Niederlage der radikaleren Heisssporne drüben. Das schafft uns den Boden, die Abgefallenen uns aufs neue anzugliedern. Zur Erleichterung dessen und zur Charakterisierung des veränderten Zustandes möchte ich im Voraus eine alte Terminologie wieder von den Toten auferwecken, die früher in der hohen Politik eine grosse Rolle spielte. Wenn ich die Etiquette »pro- oder philosemitisch« als Parteibenennung von uns abwälzen muss, wenn ich ingleichen die sonst gebräuchliche Bezeichnung »die Unabhängigen« als eine zwar geschickte, aber zu allgemeine Erfindung verwerfe, so entziehe ich mich auch der Pflicht nicht, dafür Ersatz zu schaffen. Nennen wir uns, solange eben der Krieg in der neuen Form dauert, »Grossdeutsche« und unsere Gegner »Kleindeutsche«. Damit besagen wir Viererlei. Erstens: Wir wollen alle Deutsche sein. Zweitens: Die gehässige Devise »Antisemiten«, die uns die Propaganda drüben erschwert, weil sie bisher das Stichwort der Feinde war, fällt weg. Drittens: Wir vindicieren uns, ohne zu verletzen, die grössere, jenen die kleinlichere Auffassung von der Zähigkeit und Kraft des germanischen Geistes, andere Eigenarten zu assimilieren. Viertens: Wir proponieren, dass wir, die »Grossdeutschen«, in der Erkenntnis von der Kulturfähigkeit und staatsbildenden Energie gerade der Mischvölker auf Erden eine grosse deutsche Nation erstreben, eine Verschmelzung der Autochthonen mit allen dermaleinst fremden Bestandteilen, den romanischen, slavischen und semitischen, die in unseren Grenzen wohnen; dass aber die »Kleindeutschen« eine beschränktere deutsche Nation erstreben unter möglichster Purifikation des christlich-germanischen Stammes durch Eliminierung mindestens derjenigen Elemente, die ihrer Meinung nach nicht in uns aufzugehen imstande sind. Nur so ist die Frage wirklich patriotisch zu vertiefen, und auf diesem Boden fühle ich die F. W. V. so sicher, dass ich prophezeie, die »Kleindeutschen« werden über kurz oder lang ausnahmslos zu uns stehen, wie jetzt schon Herr von Hagen.*) Andererseits werden wir, und nicht zum Geringsten unsere jüdischen Kommilitonen daran arbeiten, wo sie wirklich undeutsches Wesen, auf welcher Seite immer, wahrnehmen, dasselbe mit Stumpf und Stiel auszurotten. Das wichtigste zur gänzlichen Amalgamierung bleibt natürlich nebst der allgemeinen Wehrpflicht die Mischehe, indessen über die Mischehe hier zu sprechen, werden Sie mir wohl erlassen. Sollte ich einmal auf einer Kanzel stehen oder auf der Plattform vor den Kirchenwahlen, so will ich darüber reden, dass den Orthodoxen die Haare zu Berge stehen sollen. Nur erwähnen möchte ich, dass es mich herzlich gefreut hat, neulich von einem unserer Mitglieder zu hören, dass wieder einmal in seiner Familie ein Christ eine Jüdin geheiratet hat. Denn ich halte ein solches Bündnis gar nicht für eine »Blutschande«, wie der schmähliche Ausdruck lautet, sondern für schön und lobenswert, wofern die beiden Gatten sich eine harmonische Ehe versprechen dürfen. Kein Volk ist glücklicher, als dasjenige, dessen Bürger sich wohl und heimisch fühlen im Kreise ihrer Familie!

Kommilitonen! So sehr mich diese Materie erregt hat, glaube ich doch weder in der Form über die Grenze der Mässigung, noch in der Sache über das erreichbare Ziel hinausgegangen zu sein. Mir erübrigt noch, kurz das Mittel zu erläutern, welches der F. W. V. als einem akademischen Verein für ihre Zwecke überhaupt zu Gebote steht.

Dieses Mittel, Kommilitonen, ist die Wissenschaft. Nichts wirkt verbindender, ausgleichender, ja nichts kosmopolitischer als die Wissenschaft. Wir müssen förder auf sie den Hauptaccent legen. Mit dem Hinweis darauf begann mein Vortrag, mit dem Hinweis darauf wird er schliessen. Mir kommt zu statten, dass ich mich hierbei im inneren Einverständnis mit dem Präsidium weiss. Ich darf zwar nicht offiziell, doch offiziös verkünden, dass demnächst eine ganze Serie von Professoren unserer Universität, Zierden des deutschen Katheders, an Sie Ihre zündenderen Worte von dem Platze aus richten werden, auf dem ich jetzt als vorläufig der letzte studentische Redner stehe. Die Wissenschaft war der weltumspannende Begriff, von dem wir ausgegangen sind, wir müssen alle unsere Tendenzen wieder unter diesen Begriff rangieren. Unser Standpunkt in der Judenfrage fällt eo ipso darunter, da sich vor dem Ringen nach der Wahrheit und der Menschheit höchsten Idealen kein Unterschied behauptet in Nationalität und Konfession. Er ist nur bei der Hartnäckigkeit, mit welcher die Antisemitenbewegung neuerdings das gesammte deutsche Interesse okkupierte, allmählich aus seinem massiven Fundament zu wurzellos herausgewachsen; er hat, der milde Sohn, unsern wissenschaftlichen Kerngedanken, seinen wilden Vater, fast aufgefressen. Es ist der umgekehrte Ugolino. Als man aber Ugolino fragte, warum er seine Söhne aufgefressen habe, so meinte er, um seinen Kindern den Vater zu erhalten. M. H., ich halte es auch mit dem Vater. Nur er garantiert uns eine dauernde, der Sohn besten Falls eine ephemere Existenz. Säen wir mehr Wissenschaft, so ernten wir auch mehr Humanität, Toleranz und völkerpsychologisches Verständnis — kurz Alles, was unserem Volk in letzter Zeit gemangelt hat. Vielleicht, dass wir damit ähnlichen Bewegungen die Fähigkeit, sich auszudehnen, nehmen. Wer bürgt uns denn dafür, dass wir nicht demnächst eine Deutschenhetze in Ungarn erleben? Oder, um eine weniger nahe, sondern sehr ferne, und eine weniger ernste, sondern mehr launige Hypothese aufzustellen: wer bürgt uns dafür, dass nicht einmal eine elsass-lothringische Frage aufgeworfen wird — im Jargon der »Kleindeutschen« etwa eine »Gallier«- oder »Keltenfrage« — wenn die Elsass-Lothringer ihre französischen

*) Der frühere Vorsitzende des V. D. St.

Reminiscenzen oder gar ihre französische Sprache konservieren und zum Ueberfluss vermöge einer blühenden Industrie die Konkurrenz der älteren Provinzen lahm legen, so dass die »Kleindeutschen« zetern: Ja, der Gallier, der Gallier schöpft den Verdienst von der ehrlichen produktiven Arbeit des Germanen; er hält sich grundsätzlich fern von unserm nationalen Leben und will nicht Deutscher werden. Im konträren Sinne erinnere ich an die Italia irredenta und an die panslavistischen Ideen. Die Antisemitenbewegung in Deutschland als den einzigen kategorischen Versuch zur Lösung der allenthalben in Europa schwebenden »sozialen Frage« zu erklären, ist doch ein Unding, wenn man den übermässigen Drang der Völker unseres Jahrhunderts berücksichtigt nach nationaler Einigung, staatlicher Arrondierung und sozialer Gleichheit. Sie ist nur ein Unikum wegen der bestialischen Frivolität, mit welcher sie ihr »Thut nichts, der Jude wird verbrannt!« hinausposaunt, wegen der oberflächlichen Verkennung der wahren Quellen unserer gesellschaftlichen Schäden, die sie skrupellos einem einzigen Sündenbocke in die Schuhe schiebt, und wegen der lächerlichen, historisch unhaltbaren Konklusionen, die sie wagen muss, um sich in Fluss zu halten. All dem wird ein fester Damm entgegengesetzt durch die Verbreitung wahrer Bildung, und an der Universität Berlins ist kein einziger Verein so berufen, diese gebieterische Forderung der Gegenwart zu übernehmen, wie die »Freie wissenschaftliche Vereinigung«, die sowohl an Zahl der Mitglieder, wie an Tiefe ihrer wissenschaftlichen Grundidee unerreicht von ihren Schwestern bleibt. Die grosse Bedeutung unseres Programms **muss** sich durchsetzen, da seine innere Berechtigung vorhanden ist. Entziehen wir uns unserer Mission nicht! Lassen Sie uns werden, was wir werden **müssen**, ein Brennpunkt aller gemeinsamen Interessen, ein Centrum aller geistigen und geselligen Bestrebungen der Studentenschaft, oder wie ich unsere Zukunft am liebsten bezeichnen möchte und schon bezeichnet habe: eine allgemeine Berliner Burschenschaft mit wissenschaftlicher Tendenz!



Vorsitzender der Redaktionskommission: Dr. Curt Freudenberg, Berlin SO., Waldemarstr. 22.

Druck von J. S. Preuss, Berlin W., Leipzigerstr. 31/32.



Sonderbeilage zu No. 34 der Monatsberichte der F. W. V.

zum 12. Stiftungsfest am 23. Juni 1893.

„Der Standpunkt der „Freien Wissenschaftlichen Vereinigung an der Universität Berlin“ zur Judenfrage und zur Wissenschaft.“

Zwei Reden an seine Vereinsgenossen gehalten am 4. Juli 1881 und 30. Oktober 1882 von Max Spangenberg, cand. phil., vormaligem Präsiden.*)

I.

4. Juli 1881.

Kommilitonen!

In diesem feierlichen Augenblick, der mir die Ehre zuerteilt, die erste ordentliche Versammlung der »Freien Wissenschaftlichen Vereinigung« durch eine Eröffnungsrede zu weihen, drängt es mich unwiderstehlich, noch einmal möglichst würdigen Ausdruck den Bestrebungen zu leihen, die uns vereinigt haben und fürder vereinigt halten sollen. Sie wurzeln in einem Gedanken, der ihnen die Blüte gewährleistet: dem hehren Gedanken von dem Zusammenhang aller Wissenschaft. Der ist nicht mit uns geboren worden, der wird auch nimmer mit uns sterben — wir wollen ihn nur hegen und pflegen mit der unverlierbaren Glut und Hingebung unseres begeisterungsfreudigen Alters, damit er nicht vereinzelt, in verschlossener Brust sein notwendiges Dasein fristet, sondern von unserer Hochschule aus zum fruchtreifenden Besitztum werde der ganzen akademischen Jugend.

Denn es giebt nur eine akademische Jugend. Die Wissenschaft ist kein Teilgut, die Wissenschaft ist ein Gemeingut ihrer Jünger. Sie zwingt sie schon genau dasselbe zu negieren, um wie viel mehr genau dasselbe zu begieren. Sie will die Tradition nicht pflanzen auf Kosten der Erkenntnis, sie will die Erkenntnis pflanzen, sei's auch auf Kosten aller Tradition. Und, Kommilitonen, wer auch die Wahrheit fand, die Wahrheit bleibt gleich wahr und wert. Zudem — wie trostlos beschränkt müsste sich der Fachgelehrte andern Disziplinen gegenüber fühlen inmitten des Chaos der menschlichen Kulturarbeit, wofern ihn nicht das Bewusstsein stärkte, dass er in wechselseitiger Berührung mit jenen nach seinem erhabenen Ziele ringt, dem Ziele der Veredelung des eigenen Geschlechts.

Also: Gemeinsamkeit ist unser Fundament. Doch nur wo Freiheit herrscht, da herrscht Gemeinsamkeit. Der Zwang kann vorübergehend verbinden und muss dann dauernd trennen, die Freiheit muss vorübergehend trennen und kann dann dauernd verbinden. Lassen Sie uns ein grosses Herz sein, doch mannigfache Geister! Keine Presse für das Mark unserer Ideen, keine Schablone für die Form der Aeusserung! Die Arena sei aufgethan für jeden, der ein Ross zum Tummeln hat! Er mag es in ruhigem Passgang halten, er mag es spornen zu gestrecktem Galopp, gleichviel, wie's eben — Fuchs oder Rappe — von der Krippe kommt. So gelangen sie desto sicherer über Hecken und Gräben auf den selbstgefundenen Wegen an das gemeinsame Ende der Bahn, wo die Fahne mit der Aufschrift weht: Nur eine Wissenschaft, die Wissenschaft vom Wohl der Menschheit.

Natürlich vermag kein Polyhistor der modernen Welt den gesamten Kulturinhalt seiner Epoche in sich zu verarbeiten, wie Lassalle sich etwa dessen rühmte, wenn er meinte, er schriebe jede Zeile bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts. Wäre dies möglich, so müssten die idealen Bedürfnisse der Gesellschaft, deren Befriedigung hydraartig neue Bedürfnisse erzeugt, nicht so enorm gewachsen sein. Indessen wir huldigen dem Grundsatz, dass jede Forschung durch die andere unterstützt, wenn nicht begründet werden muss, weil jede ein Erscheinungsmoment desselben inneren Triebes des Menschen ist, die Herrschaft seines Geistes über die Natur zu erweitern. Ich nehme hierbei mit Du Bois-Reymond an, dass es eine Grenze unserer Erkenntnis giebt, doch nur in dem Sinne, weil der Mensch eben aufhören würde, ein Mensch zu sein (das heisst das vollkommenste, immerhin aber unvollkommene Produkt des jetzigen Stadiums der Erdentwicklung), sobald er vermöge der unermesslichen Potenz seiner Verstandeskraft und Energie seiner Sinneswerkzeuge keines Erklärungsversuches verborgener Probleme mehr benötigte. Darum dürfen wir stolz rufen: »Ignorabimus!« Wir werden nicht alles wissen, aber wir können vieles wissen. Und um in etwas manches zu leisten, muss man in manchem etwas leisten. Die Anerkennung dieses Satzes dokumentiert die neuere Pädagogik in der Freigebung des Kollegienbesuchs für die Zöglinge der höchsten Lehranstalten. Das Zeichen eines tüchtigen Studenten ist ein gewisses universales Interesse. Die Alma Mater bietet ihren Söhnen darum nicht blos Gelegenheit zur Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf, eine Würde, einen Orden, ungefähr wie die sonstigen Matres ihre Töchter einzig auf den Mann dressieren, sondern sie wünscht auch, dass eine Art enzyklopädischen Verständnisses erworben werde für alle gelehrte Thätigkeit überhaupt, für alle gelehrte Thätigkeit, die nur der abstrahierende Schematismus praktischer Weise klassifiziert hat. Am besten wird den eigenen Acker bestellen, wer den Weizen seiner Nachbarn prüft. Ueber das reine Brotstudium klagt schon — Professor Schiller in

*) Unter diesem Titel erschienen 1882 bei F. & P. Lehmann (Berlin) Spangenbergs beide Reden, herausgegeben im Auftrage des Vorstandes der F. W. V.

seiner von Ihnen Allen gekannten und geliebten akademischen Antrittsrede. Nur vollendete Genies dürfen einseitig sein und sind es gewesen wie die Schneide des Messers. Das ist ihr Fluch und das ist ihre Grösse. Sie schaffen einen »Menschengeschick bestimmenden« Gedanken, der fortwirkend Aeonen mit Aeonen verknüpft, und thronen doch selber vereinsamt auf ihrer sonnigen Höhe. Die Armen, die nichts als Talente sind — und zu den Talenten zählen wir alle nach der Versicherung unserer Eltern — die armen Talente wandeln besser ungestraft im schattigen Thal zu behaglichem Verkehr und förderndem Austausch ihrer Ideen.

Alles kann ja bekanntlich der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Wo sich das Bewusstsein dieser Wahrheit Bahn bricht, werden folgerichtig Vereine gestiftet zur Erreichung von immer vorhandenen, aber nicht immer erkannten gemeinsamen Zwecken, mögen dieselben nun wissenschaftlicher, geselliger, politischer, religiöser oder sonst wie sozialer Natur sein. Neben Grossbritannien mit seinen Klubs und Amerika mit seinen Sektenbildungen partizipiert hervorragend unser Vaterland an einer solchen Volksinitiative. Kein erwachsener Deutscher, der nicht Mitglied eines Vereines wäre. Das ist um so merkwürdiger, als jeder Germanenkopf eine gespannte Zentrifugalkraft ist, die es fast unmöglich macht, grössere Gruppen unter einen Hut zu bringen. Sie wollen Alle nicht bloss selbständig denken, sie wollen vielmehr selbständig verfügen, als wüssten sie nicht, dass jedes Recht dem Einzelnen vernünftiger Weise nur um des Wohles der Gesamtheit willen gewährt wird. Trotzdem — wie gesagt — ist die Neigung zum Anschluss beim Deutschen sehr üppig entwickelt, so üppig, dass man sie als eine besondere geistige Disposition und nicht als einen fashionablen Tribut an die tyrannische Mode bezeichnen muss. Sie findet vielleicht ihre psychologische Begründung in der Beobachtung, dass der Germane weit weniger ruhig und gemessen ist, als man ihm gewöhnlich im Verhältniss zu den quecksilbernen Romanen autoritativ glaubhaft machen will. Er ergreift jede aufgeworfene Frage mit einer tiefen Innerlichkeit, welche die Frage durchaus zum Austrag gebracht wissen will, und natürlich sucht er hierbei Gesinnungsgenossen, Bundesgenossen, Vereinsgenossen.

Man braucht deshalb kein festlauniger Sanguiniker zu sein, um diesem neuen Verein die günstigste Perspektive zu eröffnen, zumal an der hiesigen Universität nur Fachvereine bestehen, denn der Verband*) ist ein reiner Delegiertenausschuss, der als solcher gar nicht wissenschaftliche Ziele verfolgt. Dazu kommt, dass von jeher gerade der Student Träger des Prinzips gewesen ist, welches liebenswürdig genug befiehlt, das Angenehme mit dem Nützlichen — Bier und Buch — zu kombinieren. Und die »Freie Wissenschaftliche Vereinigung« ist darauf angelegt, der umfassendste und dabei konkreteste Ausdruck dieses Prinzips zu werden, das heisst, sie ist darauf angelegt, für ihre wissenschaftlichen und gemütlichen Zwecke die ganze Fülle idealer und materieller Genüsse, soweit sie Studenten zugänglich und erlaubt sind, in Wirksamkeit zu setzen. Glückauf! diese Aussicht mag uns begeistern. Doch wenn schon Begeisterung unerlässlich ist, um Grosses zu vollbringen, so reicht sie doch nicht aus, um Grosses zu erhalten. Der Verein darf nicht bloss Reden halten, Denkmanöver exerzieren oder gar bloss lustig sein, er muss auch seine besten Theoreme in die Praxis einzuführen wissen, seine Mitglieder müssen sie bethätigen mehr noch draussen unter den Kommilitonen als innerhalb der vier Wände des Versammlungssaales. Ein Verein gedeiht nur, wenn er in diesem guten Sinne Propaganda macht. Das ist eine Erfahrung, die wir um so mehr beherzigen müssen, als wir hoffentlich den Krystallisationskern bilden für eine dereinstige allgemeine Berliner Burschenschaft mit wissenschaftlicher Tendenz.

*) Der „Verband wissenschaftlicher Vereine", eine wenig einheitliche Koalition von fachwissenschaftlichen akademischen Vereinen mit ständiger Vertretung.

Der letzte Zusatz beweist, dass ich den Ausdruck »Burschenschaft« nicht gerade pointieren will. Es soll darin nichts weiter liegen als der Zusammenschluss der »Burschen«, der andere Name für »Studenten«, wie er von dem mittelalterlichen »bursa« stammt. Und wozu? Um zu studieren. Sonst erinnert man sich gar zu schnell an die »Allgemeine Burschenschaft« von 1818. Am 18. Juni sind es 63 Jahre gewesen, dass sie zu Jena unter der freisinnigen, patriotischen Regierung Karl Augusts von Weimar ihre Auferstehung feierte. Aber sie war rein politischer Natur, denn sie gründete sich, wie die unklare teutonische Stilistik stipulierte, sie gründete sich »auf das Verhältnis der deutschen Jugend zur werdenden Einheit der deutschen Nation«. Sie kann uns demgemäss kein Muster liefern, weil unsere Zwecke divergieren, abgesehen davon, dass die Studentenschaft, die noch Alles vom Staate empfängt und ihm nichts giebt, als Korporation auf die Mafsnahmen der Regierung nicht Einfluss zu gewinnen suchen darf, wie sie einen solchen unter Hardenberg und Metternich negativ besass. Dagegen wird die alte Burschenschaft den heutigen Studenten, die Ahnen den Enkeln, immer ehrwürdig im Gedächtnis leben; verfocht sie doch die Idee eines deutschen Bundes, die wir Alle längst als eine That begriffen haben, zu einer Zeit, wo es noch nicht so ungefährlich war, enthusiastisch davon zu schwärmen, wie etwa in unsern Tagen zu schwärmen vom Unitarismus.

Denn damals fand jedes laute Wort einen unermesslichen Widerhall, und gerade die akademische Jugend, die mit überschäumendem Stolze auf ihren männlichen Anteil an der Entwicklung von 1813—15 pochte, liebte es nicht, genau ihre Zunge zu wägen. Dazu stand sie unter merkwürdigen Disziplinargesetzen, die durch ihr Vorhandensein allein energischen Protest herausforderten. In Göttingen z. B. durfte sich kein Student betrinken oder — er sollte relegiert werden; eine gastronomische Bestimmung so rigoroser Art, dass sie selbst heute, wo die Musensöhne ungleich mässiger geworden sind, die Existenz jeder Universität in Frage stellen würde. Und dabei galt wo möglich die Parole preussischer Unteroffiziere: »Du sollst auch nicht inwendig raisonnieren«. Allerdings waren strenge Vorschriften dringend geboten, setzte doch das Raufen und Saufen seine schwellendsten Blüten an. Man höre und staune! In Jena, dem damaligen Zentrum des aka-

demischen Lebens, waren 1812 320 Studierende immatrikuliert, und diese 320 brachten es einmal in einer einzigen Woche auf 150 Mensuren. Aber wie viel thörichte Renommage auch bei dem gährenden Treiben mit unterfloss, es wehte doch durch die Hörsäle ein belebender Hauch kongenialer Zusammengehörigkeit. Man fühlte sich als Bursche neben und unter andern Burschen höchstens semesterlich rangiert, und prononzierte das durch die gleiche schwarze, sogenannte altdeutsche Tracht, die freilich die spanische des 16. Jahrhunderts war. Nur eine solche Jugend konnte ein allgemeines Fest deutscher Studenten inszenieren wie die Wartburgfeier im Siegmonat 1817, zu welcher die Vertreter der Deutschen Hochschulen in hellen Scharen herbeiströmten.

Blicken wir zurück auf diese Vergangenheit, so überschleicht uns Epigonen das wehmütige Bedauern, dass wir nicht in ihr geboren worden. Der Gemeinsinn deutscher Studenten ist fast völlig geschwunden. Früher brannte allen die gleiche Empfindung in der Seele, heut geht jeder gesondert seinen Weg, kaum dass er sich mit einem halben Dutzend zu einem Korps zusammenthut. Und was ist die Folge? Der Spiritus geht zum Teufel und nur das Phlegma bleibt. Wenn mir das Wortspiel gestattet ist, so möchte ich sagen: Das Phlegma ist überhaupt die Signatur der Mehrheit. Es ist dies gewissermaassen ein schwacher Reflex unserer sozialen Gesamtentwicklung. Lediglich da, wo noch reale, persönliche Interessen ins Spiel kommen, rafft man sich auf zu energischem Handeln, natürlich unter der Fiktion, nationalen Bedürfnissen zu genügen. Wir haben den Militarismus zum Schutz der nationalen Macht, wir haben den Zolltarif zum Schutz der nationalen Arbeit, wir haben die Antisemitenfrage zum Schutz der nationalen Gesinnung. Ich wiederhole: Antisemitenfrage, denn die nächste Frage ist jetzt die, was die Antisemiten eigentlich wollen. Eine Armee von 250 000 Mann — darunter ich weiss nicht wie viele Herrgottschnitzer — pufft sich auf, um für den Juden, den sie plötzlich wie das Mündel der Nation betrachten, Minderjährigkeitsgesetze zu verlangen, und wer nicht mithelfen will, wird flugs zum »Humanitätssimpel« gestempelt. Leider, leider hat ein bedeutender Teil unserer evangelischen Kommilitonen in dem Augenblick die Bewegung adoptiert, wo sie in ihr brutalstes Stadium auszuarten schien. Das moralische Engagement, das sie damit übernommen, birgt ein Nest von Konflikten für sie. Sie waren durch ihre Lehrer eingeführt in die Geschichte aller Völker und hätten wissen müssen, dass dieselbe in einem Klärungsprozess verläuft von der Gewalt zum Recht, von der Härte zur Duldsamkeit. Und wenn sie auch in wohlmeinendster Absicht gegen die Juden agitierten — wie die Czechen gegen die Deutschen an der Prager Universität — es ist doch ein Unterschied zwischen der Absicht, in welcher man gewaltsame Maassregeln vorschlägt, und der Wirkung, welche solche Vorschläge haben. Der Stein aus der Hand geht den Weg des Teufels. Sie haben das verkannt und tragen die Verantwortung dafür, denn sie waren reif genug, dies voll zu überlegen. Die Katastrophe, Kommilitonen, wälzt sich schon von Russland her nach dem Westen Europas. Erst schlug man mit Worten und dann mit der Feder und jetzt mit den Fäusten.

Weiter als bis zu den Fäusten — es ist dies wahrlich viel zu weit — wird es bei uns nicht kommen. Wir aber, Kommilitonen, wir wollen mit dem Geiste schlagen. Und unter diesem »Geist« wünsche ich mitzufassen die Summe dessen, was uns der Verstand als logisch, das Gefühl als human und unser Wissen als thatsächlich anzuerkennen zwingt. Die Arbeit unserer Vereinigung gliedert sich demgemäss in eine philosophische, eine ästhetische und — wofern das nicht missverstanden wird — eine empirische. Dazu natürlich die rein formale. Wir haben sie »freie« Vereinigung genannt einmal, weil ihre Mitglieder zwanglos denken, zum zweiten, weil sie zwanglos verkehren sollen. Das sind für uns korrelate Erscheinungen mit unmittelbarer Wirkung auf einander. Sachliche Objektivität und persönliches Vorurteil vertragen sieh wie Feuer und Wasser: sie verzehren sich gegenseitig. Wir normieren kein bestimmtes Maass der beizubringenden gelehrten Kenntnisse oder persönlichen Liebenswürdigkeit, aber wir normieren eine Verpflichtung für jedes Mitglied die übrigen als Mitstrebende und Gleichberechtigte zu achten.

Das leitet uns mit Bewusstsein zur Pflege einer eigenen Gesinnung, die sich nur erläuter, nicht scharf definieren lässt. Wer sie nicht fühlt, der wird sie kaum erjagen. Nennen wir sie die freie wissenschaftliche Gesinnung! Ihr würde etwa der Satz entsprechen, dass das Denken frei machen soll, darum aber selber frei sein muss. Sie verwirft als eine Thorheit die Jahrhunderte hindurch festgehaltene Konvenienz, dass es eine Schranke giebt, an welcher angelangt der Mensch sich selbst dem eigentlichen Schwerpunkt seines Wesens, seinem Forschungsdrange, widersetzen muss, um irgend welchen vagen Hypothesen Raum zu geben, seien sie auch noch so phantasieschön. Oder praktisch ausgedrückt: die freie wissenschaftliche Gesinnung konzediert jedem Jünger der Wahrheit als seinen unentbehrlichen Anspruch das Recht, an der Stelle und in der Weise seinen kritischen Sinn zu entfalten, wo und wie er ihn am erfolgreichsten auszunutzen sich versprechen darf. Darum versagt sie sich die Polemik, wo dieselbe den Rahmen des Sachlichen durchbricht, so schwierig es scheint, die Meinung zu trennen von der Person, die sie vertritt. Denn es ist die Eigenart des Mannes, an der das Weib nur in der Liebe einen Anteil hat, sein ganzes Ich, seine Totalität, Alles, was er geworden ist und aus sich gestaltet hat, einzusetzen für die einmal gewonnene Ueberzeugung. Die Ueberzeugung ist der Mann selbst, und Männer wollen wir sämtlich werden, Männer nicht blos den Jahren nach, Männer dem Charakter nach. Darum Toleranz gegen jede Meinung, die auf argumentierter Ueberzeugung ruht. Drängen wir der Gegenwart unhaltbare Sätze auf, so geben wir die Zukunft verloren — wir erringen einen Pyrrhussieg. Und doch ist die Hoffnung auf die Zukunft die beste, vielleicht die einzige Stütze, die nie zersplittern darf. Die durchlebten Tage werden meist gerechnet als ein wüster Traum oder eine verfehlte Spekulation oder ein unverschuldetes Unglück, jedenfalls immer als eine schmerzliche

Erinnerung, die man am liebsten vergessen möchte, wenn man vergessen könnte. Und wie Grosses auch der Einzelne geschaffen, keiner, der nicht tief empfände, er müsse fernerhin Grösseres schaffen. Das allein verleiht ihm Mut zum Streben, welcher Mut den Mann zum mindesten so adelt wie ein errungenes Resultat.

Nun ist es immer wichtig, die Natur der Kräfte zu kennen, die man in Anspruch nimmt. Wie unser Statut bekundet, werden wir mit den gewöhnlichen Mitteln der Vereine operieren, den Versammlungen. Aber das Statut giebt nur die generelle Direktive, Alles knmmt an auf eine vernünftige Handhabung. Wie werden sich darnach unsere Versammlungen gestalten? Ignorieren wir erlaubtermaassen in dieser Uebersicht das geschäftlich-administrative Element, so reihen sie sich unter die Kategorien der wissenschaftlichen und der gemütlichen Zusammenkünfte. Beide werden einen gewissen grossartigen Anstrich gewinnen müssen, sowohl was die Wahl des geeigneten Stoffes wie die Anzahl der aktiven Teilnehmer betrifft. Unsere wissenschaftlichen Zusammenkünfte werden nicht in der Erörterung von Detailfragen bestimmter Realien gipfeln, sondern mehr in thematischen Betrachtungen allgemein fortbildender Gegenstände. Wir suchen den archimedischen Punkt zu entdecken, von dem aus wir die Wissenschaft als Ganzes überschauen können, um dieses Ganze auf das Niveau einer instruktiven Diskussion zu erheben. Dabei werden wir oft durchgreifende Prinzipien unter den anscheinend heterogensten Gesichtswinkeln behandeln müssen, nämlich vom philologischen, historischen, juristischen, naturwissenschaftlichen, religiösen, philosophischen, allgemein menschlicher Standpunkt aus u. s. w. u. s. w. Je häufiger wir uns dem unterziehen, desto greifbarer erfahren wir, wie weite Felder einer Disziplin gar nicht zu besäen sind, ohne dass man das Korn von andern nimmt. Und wie es mit der Saat ist, ist es mit der Ernte. — Dem gegenüber werden unsere gemütlichen Zusammenkünfte ihre ideale Begründung finden in dem Versuch einer sympathischen Annäherung derjenigen Glieder der Nation, die später als die intellektuell geschultesten in erster Reihe berufen sind, die Zukunft ihres Vaterlandes vielleicht auf Generationen zu bestimmen. Dies Moment ist ausserordentlich bedeutsam, denn ohne seine Berücksichtigung versagt uns eine wahrhaft harmonische Vollendung unserer Bildung. Man verfährt kaum unrecht, wenn man einen Kodexwühler gelinde tadelt, der zwar über die Umgangsformen der Antiken (auch zartere Delikatessen nicht ausgeschossen) die sensationellsten Aufschlüsse zu geben vermag aber nicht weiss, wie er unter den Modernen als Weltmann zu verkehren hat. Er repräsentiert unter Umständen eine fesselnde, aber nie eine abgerundete Individualität: es fehlt ihm Plastik, die Fülle, das Fleisch. Wer anders urteilt, verwechselt Gelehrsamkeit mit Bildung. Angesichts dessen werden wir den Begriff der gemütlichen Zusammenkünfte im weitgehendsten Sinne interpretieren. Wir gedenken nicht nur das letzte Drittel unserer regulären Vereinssitzungen durch eine mehr oder minder kommentmässige Kneipe auszufüllen, sondern auch, wenn wir von seiner Magnifizenz die Genehmigung erhalten, ausserordentliche Festlichkeiten zu arrangieren. Im Winter stattliche Kommerse, im Sommer Ausflüge nach wissenschaftlich merkwürdigen Orten. Da mögen unsere jungen Virchows Urnen graben, unsere jungen Mommsens Inskriptionen sammeln, in Allen aber soll das Gefühl sich regen, dass wir im Grunde nach dem gleichen Ideale ringen, nur dass es sich unserer verschiedenen Apperzeption unter verschiedenen Schleiern darstellt.

Das ist, Kommilitonen, im Grossen und Ganzen unser Betriebsinventar. Ich habe das Fundament unserer durchaus kohärenten Thätigkeit, diese Thätigkeit selbst und ihre Ziele nur in den Umrissen skizziert. Wollte ich schon im Anfang näher spezialisieren, so würde ich mich des Missbrauchs beschränkter Köpfe schuldig machen, für jede Erscheinung gleich den bestimmten Riegel bereit haben zu wollen, um sie daran aufzuhängen. So spruchreif ist die Angelegenheit noch nicht. Ein schönes Sternbild leuchtet uns ja vor, aber die Sterne darin müssen sich erst gruppieren zu der richtigen Konstellation, bei welcher der eine nicht den anderen beschattet, sondern jeder den Glanz Aller und umgekehrt erhöht. Das ist eine Trope. Sie realisiert sich in unserer Sphäre, wenn die Mitglieder der »Freien Vereinigung« eine elastische Empfänglichkeit beweisen für kollegialische Belehrung, ohne doch das Talent zu trivialisieren. Selbstverständlich beanspruche ich mit dieser Mahnung keine dirigierende Autorität, erwarte aber doch, dass Sie der gegebenen Anregung die gewünschte Berücksichtigung angedeihen lassen, weil sie mehr als meine façon de parler, weil sie das Fazit unseres bestimmenden Gedankenganges ist. Ziehen Sie dies Fazit, und unser Streben wird uns nicht blos geistig, sondern auch sittlich über uns erheben, bis dass an uns das schöne Wort Leopold Schefers in Erfüllung geht: »Das Wissen stimmt uns weich, es macht bescheiden.«

In diesem Sinne ein kräftiges Hoch der »Freien Wissenschaftlichen Vereinigung!« Vivat! Crescat! Floreat!



Vorsitzender der Redaktionskommission: Dr. Richard Jutrosinski, Berlin, N. Weinbergsweg 11c.

Druck von J. S. Preuss, Berlin, W. Leipzigerstr. 31/32.